



Clement.

Ein katholisches Wochenblatt.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis jährlich 3 Rubel mit Uebersendung. Ist zu bestellen nach folgender Adresse: Саратовъ, католическая семинарія, I. Крушинскому, oder Саратовъ, Типо-Литографія Г. Х. Шельгорнь и К^o. д. Тилло, противъ театра.

I. Jahrgang.

Mittwoch, den 7. Januar 1898.

№ 15.

Das Fest der Erscheinung des Herrn oder das Fest der hl. drei Könige.

(Von P. J. Altmeier.)

Am hl. Weihnachtsfeste sahen wir, lieber Leser, arme, fromme Hirten bei der Krippe des Welterlösers, am Feste der hl. drei Könige treffen wir drei reiche und mächtige Könige des Morgenlandes daselbst. Die Hirten wurden durch einen Engel von der Geburt des Welterlösers benachrichtigt und zur Anbetung desselben aufgefordert; die hl. drei Könige aber durch einen wunderbaren Stern, der ihnen in ihrer fernen Heimat erschien. Dieser

wunderbare Stern, der im Morgenlande gesehen wurde und die hl. drei Könige zur Krippe des neugeborenen Erlösers führte, wurde schon andert-halb Jahrtausende vorher von dem heidnischen Propheten Balaam vorherverkündet, wie wir im 4. Buche Moses lesen. Als nämlich die Israeliten auf ihrem Zuge nach dem Lande Kanaan durch das Land der Moabiter ziehen wollten, da ließ der König Balak von Moab den heidnischen Propheten Balaam zu sich bescheiden,

um dem Volke Israel zu fluchen; gezwungen aber durch den Herrn, segnete Balaam wider seinen Willen die Israeliten und sprach: „Es tritt hervor ein Stern aus Jakob; es erhebt sich ein Scepter aus Israel und wird zertrümmern die Grenzen Moabs und zerichmettern die Kinder Seths. Ausgehen wird der Herrscher aus Jakob.“

Diese Prophezeiung erhielt sich unter den Morgenländern, und als zur Zeit der Geburt Jesu Christi in der Himmelsgegend über dem Judenlande ein wunderbarer Stern mit unbeschreiblichem Glanze erschien, so erkannten die hl. drei Könige Kaspar, Melchior und Balthasar, daß die Prophezeiung in Erfüllung gegangen, und der verheißene König der Juden geboren sei. Sie machten sich auf den Weg, und der Stern geleitete sie nach Jerusalem, wo sie, wie uns das Evangelium berichtet, überall nach dem neugeborenen König der Juden fragten. Keiner wußte ihnen zu antworten und erst, als auf Aufforderung des Königs Herodes die Hohenpriester und Schriftgelehrten in den Schriften der Propheten nachlasen, erhielten sie den Bescheid, daß Jesus in Bethlehem geboren werden solle. Voll Freude und Sehnsucht eilten sie dahin; und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande sahen, erschien ihnen wieder und führte sie zur Krippe des Welterlösers, wo sie niederfielen, ihn anbeteten und ihre Geschenke darbrachten: Gold, Weihrauch und Myrrhen.

Wie mag es gekommen sein, daß nur allein die heiligen drei Könige

dem wunderbaren Sterne folgten und so zu Jesum kamen und ihr Heil fanden? Gewiß hatten auch andere Landsleute der hl. drei Könige diesen Stern gesehen, und gewiß war ihnen auch die Weissagung des Balaam bekannt.

Hat denn Jesus Christus nicht alle Menschen zu seiner Erkenntnis berufen? Hat er nur die hl. drei Könige zu seiner Krippe und zu seiner Verehrung eingeladen, um dort ihr Heil zu finden? O nein! Zur Seligkeit, zur Anschauung Gottes sind alle Menschen berufen, aber wie damals nur wenige, nur die frommen Hirten und die hl. drei Könige zu Jesum gelangten, so gelangt auch jetzt nur eine verhältnismäßig kleine Zahl zur Anschauung Gottes, zur ewigen Seligkeit. Wer mag wohl schuld sein an dieser traurigen Thatsache? Gott gewiß nicht, denn er will ja, daß alle Menschen gerettet werden und zu seiner seligen Anschauung gelangen. „Ich bin gekommen,“ sagt der Erlöser, „daß alle das Leben haben, und daß alle Überfluß haben.“ Und an einer andern Stelle sagt derselbe Erlöser: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben.“ Als Kinder Adams sind wir zwar alle Kinder des göttlichen Zornes, und alle von der ewigen Seligkeit ausgeschlossen; aber der Sohn Gottes kam vom Himmel herab, nahm unser gebrechliches Fleisch und Blut an, lebte 33 Jahre in den größten Mühsalen und

Leiden unter den Menschenkindern und gab endlich sein Leben unter den schrecklichsten Schmerzen und Qualen am Kreuze hin, um uns arme Adamskinder aus Kindern des göttlichen Zornes zu Kindern Gottes und Erben des Himmels zu machen. Jesus in der Krippe ist die Sühnung für die Sünden der Menschen. Doch nicht genug mit dem Erlösungswerke, das Jesus in der Krippe begonnen und am Kreuze vollbracht hat, er hat uns auch in seiner grenzenlosen Liebe die Mittel gegeben, die Früchte seines leidenvollen Lebens und seines bitteren Sterbens uns anzueignen und so einst zu seiner seligen Anschauung zu gelangen. Er gab uns seine hl. Lehre und sorgte dafür, daß sie allen Menschen verkündet werde: eine Lehre, welche uns zum Guten anleitet und vom Bösen abhält. Er hat uns aber nicht bloß mit Worten, sondern auch durch sein hl. Beispiel gelehrt. „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, daß ihr thuet, was ich gethan habe.“ Er hat seine hl. Kirche gegründet, welcher er den Auftrag gegeben, in seiner Lehre uns zu unterrichten und uns seine hl. Gnadenmittel, besonders seine hl. Sakramente zu spenden, er gab uns das hl. Messopfer, worin er sein blutiges Kreuzesopfer täglich für uns erneuert. Nicht zu reden von den vielen innern und äußern Gnadensternen, die er uns Tag für Tag aufgehen läßt, um uns auf den rechten Weg zu sich zu bringen; nicht zu reden von den vielen innern Erleuchtungen und Einsprechungen, von den vielen Glücks- und Unglücksfällen, die er uns zu unserer Rettung sendet,

und durch die er uns erweichen, rühren und für sich zu gewinnen sucht. Warum hat Gott dieses alles gethan? Einzig und allein aus dem Grunde, weil er alle retten, alle selig machen will. Ja, für unsere Rettung, für unser Heil hat Gott alles mögliche gethan. Er erniedrigte sich, nahm in der Menschwerdung Knechtsgestalt an; er erlitt den grausamsten Tod, er vergoß sein heiliges Blut bis zum letzten Tropfen, er gab uns seine hl. Lehre, die hl. Sakramente und spendet uns täglich Gnaden über Gnaden; alles aus keinem andern Grunde, als uns zu retten und zu seiner seligen Anschauung zu bringen. Was hätte Gott für unser Heil noch mehr thun sollen oder können? Deshalb ruft er auch beim Propheten aus: „Richtet zwischen mir und meinem Weinberge (den Menschen). Was hätte ich noch meinem Weinberge thun sollen, das ich nicht an ihm gethan? Ich erwartete Trauben, warum trug er giftige Früchte?“

Wenn Du, lieber Leser, einen Bekannten oder Freund hättest, der dir alles mögliche Gute erweisen, keine Mühe und Arbeit scheuen, ja sich selbst unglücklich machen würde, um Dir zu helfen, würdest Du wohl annehmen, daß er nur Dein Verderben suche? Gewiß nicht! Nun, so müssen auch wir von der Wahrheit überzeugt sein, daß Gott, der so viel für uns gethan und gelitten hat, nicht unsern Untergang, sondern unsere Rettung will. Wenn aber dennoch so viele Menschen verloren gehen, so trägt nicht Gott, sondern die Menschen selbst die Schuld davon. „Er

fam in sein Eigentum," sagt der Evangelist, aber wie benahmen sich die Menschen gegen ihn? Derselbe Evangelist sagt es uns: „Und die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ Die Menschen empörten sich wider Gott, sie überhäuferten ihn mit Schmach und Schande, sie versagten ihm Glauben und Gehorsam. Und dies war nicht bloß zu den Zeiten Christi der Fall; es geht auch heutzutage noch so. Sage selbst, lieber Leser, wie viele Menschen gibt es nicht, die das Wort Gottes, das die Kirche verkündet, nicht glauben, wenigstens nicht durch einen lebendigen, durch die Werke thätigen Glauben? Wie viele gibt es nicht, welche die Gebote Gottes und der Kirche frech und ohne alle Furcht und Scheu übertreten? Und doch werden wir durch den Apostel aufgefordert: „Wirket euer Heil mit Furcht und Zittern.“ Dieses Fürchten und Zittern ist unter den Menschen fast ganz verschwunden, und deshalb gehen Tausende und Millionen von Seelen ewig zu Grunde. Und wie viele Menschen benützen die Gnadenmittel, die Gott zu ihrem Heile eingesetzt hat? Wie viele hören auf den Gnadenruf Gottes? Gott mag ihnen einen Gnadenstern nach dem andern aufgehen lassen; er mag ihnen Tag für Tag seine Gnade anbieten und ihnen zurufen: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken!“ sie hören nicht auf die Gnadenstimme Gottes, sondern auf den Lärm der Welt. Ist es da zu verwundern, wenn so viele Menschen verloren gehen? Die

Menschen wollen eben nicht selig werden, darum wird ihnen das Reich Gottes entzogen und „sie werden hinausgeworfen in die äußerste Finsternis, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird.“

Am Feste der hl. drei Könige laß uns, lieber Leser, den Entschluß fassen, gleich ihnen immer und ohne Zögern dem Sterne, den uns Gott zu unserer Rettung sendet, zu folgen. Hätten die hl. drei Könige gezögert, dem Sterne zu folgen, so wären sie vielleicht nie zu Jesus gekommen. Wohl mag es uns schwer fallen und manche Mühe und Opfer kosten, der Stimme Gottes zu folgen; den hl. drei Königen fiel es auch nicht leicht, die weite, mehrere Monate währende Reise durch die Wüste in ein fernes, fremdes Land zu unternehmen; gewiß fiel es ihnen schwer und kostete manche Überwindung und manches Opfer, ihre Heimat, ihre Familie, ihre Verwandten, ihr Hab und Gut auf so lange Zeit zu verlassen; doch sie brachten freudig dieses Opfer und eilten, ihr Auge immer auf den wunderbaren Stern gerichtet, nach dem Judenlande und ruhten nicht, bis sie den Gegenstand ihrer Sehnsucht, das göttliche Jesukind, gefunden hatten. Auch wir haben viele Beschwerden und Hindernisse auf unserer Pilgerfahrt nach der ewigen Heimat zu überwinden. Die Versuchungen der Welt, des Teufels und unseres eigenen verderbten Fleisches — das sind Berge, die wir auf unserer Pilgerfahrt durch dieses Leben zu übersteigen haben; solange wir diese Berge nicht

übersteigen, solange wir die Versuchungen nicht überwinden und über uns und unsere böse Begierlichkeit Herr und Meister werden: so lange finden wir Jesum nicht und gelangen nicht zu seinem Besitze. Nur nicht den Mut verlieren! Auch die hl. drei Könige verloren ihn nicht, so oft sie auch auf ihre Frage angestaunt wurden und ohne Antwort blieben. Beharrlich unsere Au-

gen auf die Gnadensterne gerichtet, die uns Gott aufgehen läßt, wollen wir tapfer alle Hindernisse überwältigen und mutig unsere Pilgerreise nach dem Himmel fortsetzen, und wir werden gleich den hl. drei Königen Jesum und mit ihm die ewige Heimat des Himmels finden, wir werden dann nicht nur zu den Berufenen, sondern auch zu den Auserwählten gehören.

Bilder aus der zweiten Abteilung einer Pfarrei im Süden.

(Fortsetzung.)

Jährlich im August finden die Olympischen Spiele der alten Griechen, die solche als Feier ihrer periodischen Nationalfeste alle vier Jahre im Juli bei Olympia in Elis hielten, in der hiesigen Umgegend Nachahmung durch gewisse Spiele einer bestimmten Nation, bei welcher Gelegenheit viele Zuschauer an dem dazu bestimmten Orte zusammenströmen. So findet man sich z. B. zur festgesetzten Zeit in K. ein, um Teilnehmer des sonderbaren Vergnügens zu sein, mitanzusehen, wie in einem alljährlich wiederkehrenden Faustkampfe der eine von zwei Kämpfenden in Gegenwart zahlloser Versammlung durch gewaltsames Balgen und unsanftes Aufwerfen auf die Erde zur fernern Gegenwehr — und das, wenn auch nur aus unzeitiger Unvorsichtigkeit, nicht selten auf lange Zeit — unfähig gemacht wird, wofür dann dem Sieger der begeisterten Kämpfer

verschiedene Geschenke in großer Anzahl unter Beifallklatschen und Lobsprüchen überreicht werden. Viele aus den Einwohnern der Kolonien hiesiger Pfarrei sind im Stande, in geselliger Unterhaltung an den langen Abenden der Winterzeit, oder wenn sich sonst Gelegenheit dazu bietet, den Hergang dieses Kampfspieles aus eigener Erfahrung entsprechend zu schildern. Weil nun dabei auch abstoßende Einzelheiten mitunterlaufen, so halten sich manche der edlergesinnten Vornehmen sorgfältig fern davon, wogegen sich andere freudig mit dem großen Haufen unter die Zuschauerzahl gesellen, indem sie gar nichts Übles an der Sache finden.

Zwar wird das genannte Spiel nur in der Absicht veranstaltet, damit gesehen werde, welcher der je zwei nach einander auftretenden Kampfeslustigen der Stärkste sei und sich durch Geschicklichkeit im Balgen aus-

zeichne, allein in welcher Absicht dieses auch geschehen mag, so ist es dennoch unbegreiflich, wie solche Veranstaltungen zum Vergnügen sein können, da doch — um so manches andre hier zu übergehen — der im Kampfe Überwundene nicht jedesmal mit heilen Gliedern davorkommt, wenn auch Körperverletzung dabei möglichst verhütet werden soll. Wie erwünscht und löblich wäre es daher, wenn niemand einem solchen Schauspiele beiwohnen wollte! Es rollen aber die Wagen am bestimmten Tage in der Frühe so zahlreich durch die Straßen der hiesigen und nächstliegenden Kolonien, daß ein Neu-Ankömmling vom Zweifel überrascht und in Verlegenheit befangen werden möchte, ob nicht etwa in der angrenzenden Nachbarschaft ein kirchliches Partikularfest, als Kirchenpatron oder dergleichen, gefeiert werde, wovon er allein keine Kenntniss habe, und dieses um so mehr, da die größtenteils unberufenen Gäste in nicht gewöhnlichem Puzze zu prangen pflegen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß viele der nahe bei unseren Kolonien Wohnenden keinen so regen Eifer zur Beteiligung am Gottesdienste bekunden würden, falls zu solcher Zeit ein kirchlicher Festtag gefeiert werden sollte, obwohl die Umstände im ersten Falle mit bedeutend mehr und größern Unbequemlichkeiten verbunden sind, als im letztern; aber: „Was man gerne thut, macht einem nicht weh,“ heißt es, wenn es darauf ankommt, sich zu rechtfertigen. —

Welches die Aufgabe der Pythia im Tempel des Apollo war, wohin

ganz Hellas mit Neugierde strömte bedarf bei uns nicht so häufig besondern Memorierens, da auch Wahrsager manchmal dazu kommen, ihren Weisheitsschatz vor Ratsbedürftigen auszukramen. Als etwas Merkwürdiges dürfte wohl zu erwähnen an Plaze sein, daß, um die gesuchte Wahrheit unfehlbar zu entdecken, eine Silbermünze erfordert wird, welche an der Oberhälfte durchgeschlagen sein muß, worauf der Wahrsager unwandelbar seinen Blick hestet, als ob die Öffnung genannter Münze der Sammelort künftiger, unbekannter Schicksale und verborgener Wahrheiten wäre.

Überhaupt sind Vorkommnisse ähnlicher Art, wie letztgegebene, manchen unserer Chutoren durchaus nicht fremd. Mit zuversichtlichstem Glauben wird dafürgehalten, daß die Genesung von gewissen Krankheiten schon öfters erzielt worden sei durch Anwendung sonderbarer (abergläubischer) Mittel. Dem kundigsten und gewissenhaftesten Arzte vertraut man um so weniger, je bequemer solche Mittel zu haben sind, und je leichter deren Anwendung zu machen ist. Eine festgesetzte, ungleiche Anzahl von Gebetlein, auf die bestimmte Weise verrichtet, hat schon vielen, wie man glaubt, zur langersehnten Gesundheit — ja sogar aus der sichern Gefahr eines nahen Todes — verholfen! Mit einem bestimmten Leiden Behaftete huldigen der abergläubischen Ansicht, es sei ihnen notwendig, insgeheim, ohne Beisein jeglicher andern Person, in einen Kelch zu schauen, um ihres Übels los zu werden, bezüglich dessen

uns vorzüglich die Einwohner von D. und jene von D—f. thatsächlich Geschehenes, wie auch beabsichtigte, aber mißlungene Versuche, aufweisen könnten.

Auch anderen Sachen und Dingen wird eine eigentümliche Kraft zugeschrieben, welche denselben keineswegs zukommt. Wer z. B. eine gewisse Schrift, die unter dem Namen „St.-Michaelsbrief“ im Umlaufe ist, im Besitze hat, wähnt sich, wie zuverlässige Personen bezeugen, geschützt vor jedem Unglücksfalle. Wer jedoch, was in dem genannten Briefe ausdrücklich geschrieben steht, denselben nicht auf die sorgfältigste Weise aufbewahrt, muß zu jeder Stunde des sichersten Unglückes gewärtig sein; noch mehr aber derjenige, welcher eine Abschrift dieses Briefes irgendwie zu verletzen

oder auch nur gering zu schätzen wagt. Der „Geistliche Schild“ und die „sieben Schlösser“ zählen ebenfalls zu diesen Sachen. Wer letztere im Hause aufbewahrt und die damit verbundenen Gebetlein zur bestimmten Zeit regelmäßig verrichtet, dem ist die größte Sicherheit vor jeglichem Übel (der Seele und des Leibes) verheißen; denn durch die Verrichtung der Gebetlein schließt er sich in den genannten „Schlössern“ als in ebensoviele Schutzmauern ein und ist auf diese Weise gegen jedmögliche Unfälle zeitlebens geschützt. Mitunter fehlt es jedoch nicht an einsichtsvollen, lobenswerten Männern, die solche Sachen als Aberglauben erkennen und bekennen, wodurch sie nicht zu Unterschätzendes leisten und zwar hauptsächlich in D.

(Fortsetzung folgt.)

S.

Sonderbare Sitten.

Von dem Festlande Südamerikas trennt die Wasserstraße, welche nach dem berühmten Weltumsegler Magellan, Magellanstraße genannt wird, ein Stück Land, das den Namen „Feuerland“ erhalten hat. Die dortigen Völker Onas und Akulufes haben noch keinen bestimmten Wohnsitz, sondern wandern von Ort zu Ort und beschäftigen sich größtenteils mit Jagd. Das ist eine der größten Schwierigkeiten, die sich der Ausbreitung des Christentums unter ihnen entgegensetzt. Diesem Übel könnte ab-

geholfen werden durch Gewöhnung an Ackerbau und Viehzucht, jedoch hiezu fehlen die Mittel. Dennoch haben die Missionäre alle Mühe aufgewandt, um zum Zwecke zu gelangen.

Ein anderer Umstand, welcher die Missionsarbeit erschwert, ist die fortwährende Feindschaft der einzelnen Stämme gegen einander, die oft in blutige Rauferei ausartet. Außerdem gibt es auch verdorbene Gewohnheiten auszurotten. Darüber lesen wir in den „Katholischen Missionen,“ wie folgt: Wird jemand

bei ihnen krank, so wird sofort der Zauberdoctor gerufen. Derselbe läßt den Patienten vor seine Füße legen, reibt zuerst die schmerzende Stelle, setzt dann, wenn es sich z. B. um Leibweh handelt, seine Füße oder Kniee auf den Bauch des armen Opfers und tritt und stampft darauf aus Leibeskräften. Der Kranke schreit und stöhnt; aber der Doctor stampft und reibt abwechselnd unbarmherzig weiter. Sitzt das Leiden im Kopf, im Nacken oder in den Schultern, so kommen an Stelle der Fußtritte heftige Faustschläge. Die Kranken lassen das alles über sich ergehen, weil es für die Heilung als notwendig gilt. Selbstverständlich tritt der Tod oft ein, ehe die barbarische Kur vollendet ist. Trotzdem bleibt man beim alten System. Natürlich werden diese ärztlichen Handgriffe mit lautem Geschrei, Geheul und lächerlichem Grimassen- und Gebärdenpiel begleitet, um den bösen Geist, der im Körper des Kranken sitzt, zur Flucht zu nötigen. Wiederholt stellten sich die Patienten auch bei Don Beauvoir (lies Bowoar) ein, damit er als Chef der Mission diese landesübliche

Kur an ihnen vornehme. Derselbe begnügte sich aber meist damit, auf die kranke Stelle das Kreuzzeichen zu machen und die Leute beim Abschied zur Mäßigkeit zu mahnen, denn Unmäßigkeit ist in den meisten Fällen die Ursache der Krankheit. Den guten Kleidern, welche die Missionäre den Wilden anbieten, ziehen diese vielfach ihre aus Guanakofellen gefertigten Mäntel vor. Sie sind nicht gewohnt, eine Kopfbedeckung zu tragen, und scheeren ihr Haupthaar bis auf einen Kranz, den sie nach Art der Franziskaner stehen lassen. Im Winter umwickeln sie die Füße mit einem schuhartig geformten Stück Guanakofell. Stirbt einer aus ihnen, so wechseln sie den Lagerort, wickeln den Leichnam in Felle und verbrennen vor der Beerdigung alles, was dem Verstorbenen angehört hatte. An ihren Kindern hängen die Wilden mit leidenschaftlicher Liebe und wollen sie aus diesem Grunde auch nicht den Missionären überlassen. Das ist eine weitere, und zwar eine der größten Schwierigkeiten, mit welchen die Patres bei ihrem civilisatorischen Werke dort zu kämpfen haben.



K o r r e s p o n d e n z.

Kostheim. (Gouv. Taurien.) Die langen Winterabende haben für den Bauern begonnen, wo er auf der Ofenbank seine Pfeife raucht und zu-

hört, wie einer dem anderen Märchen erzählt. Wer recht viele zu erzählen weiß, der wird aufgesucht, aber an den „Klemens“ wollen sie nicht recht

gehen, denn er enthält ja keine Märchen. Doch hoffe ich, daß auch der „Klemens“ bald seinen Eingang finden wird. Auch wird da und dort die Abendunterhaltung der Schulzenfrage gewidmet. Werden die Leute an den Kirchenbau ermahnt, dann gibt es mitunter auch anderen Unterhaltungsstoff. Alexanderheim baut bis zum Frühjahr ein Bet- und Schulhaus. Es ist das ärmste Dorf in der Pfarrei, aber das opferwilligste. Die Gemeinden der Kostheimer Pfarrei haben schon im Jahre 1895 Beschlüsse abgefaßt, jedes Jahr von der Wirtschaft 30 Rubel zum Kirchenbau zu heben, aber bis heute ist noch kein Kopfen eingetragen worden.

Dittel. (Gouv. Saratow.) Am 20. Oktober, am Tage des Kirchweihfestes, hat sich in Dittel, einem lutherischen Dorfe, folgender Fall zugetragen. Ein hiesiger Mann, Namens Will, der sich über das strenge Verbot seines

Pastors, ja keine Wirtshäuser „Kerbhäufer“ aufkommen zu lassen, leicht hinweggesetzt hatte, machte sein eigenes Haus zu einem Wirtshause. Hier wurde er von seinen eigenen Brüdern, mit denen er früher der Teilung wegen in Zwist gelebt hatte, so geschlagen, daß er am 21. November daran starb. Als Schlagwerkzeuge diente ihnen eine eiserne Schuppe, mit der sie den Schädel ihres Bruders entzwei schmetterten, und ein Hammer von Eisen, der durch den Schädel in das Gehirn hineindrang. Sofort wurde der Arzt herbeigebracht, der ihm die Wunde zunähte; doch eine Gehirn-entzündung blieb nicht aus; er mußte sterben und wurde am achten Tage begraben. Die Brudermörder wurden verhaftet und dem Gerichte überliefert. Sie sind gegenwärtig in Kamyschin und sollen erst im Monate Mai ihren Urteilspruch vernehmen.



a) Inländische.

Saratow. Wie von jeher, so wurde auch heuer im Seminar eine Christbaumfeier veranstaltet. Am Vorabende des hl. Weihnachtsfestes versammelten sich die Zöglinge in Saale, wo ein prachtvoll geschmückter Christbaum in seinem Glanze strahlte. Zuerst wurde von den Zöglingen den Profes-

soren die übliche Gratulation dargebracht, worauf der Herr Rektor eine Rede hielt, die mit der Austeilung der Geschenke ihren Abschluß hatte. Nun wurden abwechselnd Gedichte deklamiert und Lieder gesungen. Es waren auch drei Männer aus dem Süden zugegen, die Väter der Seminaristen: R. Seelinger, J. Berger und J. Winger-

ter. Denselben gefiel besonders die „Ansicht von Bethlehem,“ welche die Seminaristen alljährlich in Miniatur aufführen. Drei Abende wurde Theater gegeben, das eine angenehme Abwechslung in die gewöhnliche Tagesordnung hineinsetzt. —

Petersburg. Graf Swan Dawidowitsch Deljanow, der Minister der Volksaufklärung, ist gestorben.

Moskau. Ein in der Gerichtspraxis selten vorkommender Fall wurde dieser Tage vor dem Moskauer Bezirksgericht verhandelt. Vor Gericht stand der Uhrmacher *S o n d e l* unter der Anklage, in fremden Unterthanenverband getreten zu sein, ohne die Erlaubnis dazu nachgesucht zu haben. Der Angeklagte stammt aus dem Gouvernement Kowno, hat seiner Zeit das Uhrmacherhandwerk erlernt und wanderte noch als Jüngling nach Amerika aus, um dort sein Glück zu machen. Den Weg von Königsberg nach Hamburg legte er dabei zu Fuß zurück und auf der Überfahrt nach Amerika verrichtete er Matrosendienste und griff auch in Amerika, wie Tausende vor und nach ihm, bald zu diesem, bald zu jenem Erwerbszweig, um sein Brot zu verdienen, bis er endlich, schon als amerikanischer Bürger, in St. Franzisko ein eigenes Geschäft gründete. Da dieses nicht recht gehen wollte, kehrte er nach Rußland zurück, kam zu seinem in Moskau lebenden Bruder, eröffnete wieder eine Uhrmacherei und reichte vor einigen Jahren das Gesuch ein, ihn wieder in den russischen Unterthanenverband aufzunehmen. Infolge polizeilicher Nachforschungen aber wurde *S.* in Anklagezustand versetzt, da ein Polizeibediensteter herauszufinden glaubte, daß *S.*, um sich dem Militärdienst zu entziehen, nach Amerika geflohen sei. Diesen Teil der Anklage ließ der Staatsanwalt jedoch fallen, da *S.* lange vor Inkrafttreten des Gesetzes über die allgemeine Wehrpflicht Rußland verlassen hatte und als Kaufmann und Kaufmannssohn zu jener Zeit überhaupt nicht wehrpflichtig war. So kam nur der erste Teil der Anklage, der eigenmächtige Austritt aus dem russischen Unterthanenverband, in Betracht, und bezüglich dessen

fällten die Geschworenen nach kürzester Zeit ein „Nichtschuldig,“ und *S.* wurde freigesprochen.

„M. D. 3.“

Zwanowka. (Gouv. Samara.) Von dort schreibt man den „Bir. Wed.“, daß sich unter den Einwohnern des Dorfes Zwanowka folgendes Gerücht verbreitete: unter der Brücke, die über ein Flößchen führt, wohne eine Hexe, die zur Nachtzeit in verschiedenen Gestalten erscheine: bald als ein Pferd von ganz ungewöhnlicher Größe, bald als ein schwarzer Hund, am öftesten aber als ungemein großes Schwein. Viele von den Einwohnern fürchteten sich, nachts über die Brücke zu gehen. Ende Oktober passierte die Brücke schon spät am Abend eine lustig angerauschte Kompanie und bemerkte in der Nähe derselben ein Schwein, welches sie als die Hexe annahmen. Um zu erfahren, wer denn der Hexenmeister sei, der sich in das Schwein verwandelte, fingen sie das „verzauberte“ Tier auf und schnitten ihm ein Ohr ab, in der Meinung, daß dann auch die Zauberin ohne Ohr sein werde. Nach dieser Operation wollten sie zu der wegen Hexerei in Verdacht stehenden Person gehen und mit ihr einen kurzen Prozeß machen, wurden aber zum Glücke davon zurückgehalten. Am anderen Tage stellte es sich heraus, daß das Schwein ohne Ohr einem Genossen aus der Kompanie gehörte, der beim Ohrabschneiden die größte Teilnahme entfaltet hatte.

Rostow am Don. Dort wurde zu Ehren des bekannten Rechtsbeistandes Herrn Plewako ein Mittag gegeben, bei welchem er aus seinen sehr zahlreichen Erlebnissen folgendes heiteres, aber wahres Stückchen erzählte.

„Als ich aus Kiew nach Moskau zurückkehrte, wurde ich auf dem Wege mit einem Anwalt bekannt, der mich beredete, in das Städtchen anzufahren, wo er wohnte, um dort als Verteidiger der Bauern aufzutreten, die des Aufstandes gegen einen benachbarten Gutsbesitzer, einen dortigen Magnaten, angeklagt waren. Dabei machte mich mein Kollege aufmerksam, daß diese

Sache ganz hoffnungslos sei, da der ganze Bestand der Geschworenen aus Gutsbesitzern bestehe, die sehr feindselig gegen die Bauern gestimmt sind, und daß in der Zahl dieser Gutsbesitzer nur einer — von den Anwaltschaften — ist, auf den man sich verlassen könnte. Mein Kollege quartierte mich bei demselben Anwalt ein, der in die Liste der Geschworenen geriet. Ich sagte, daß ich ihn schon deshalb aus der Liste streichen werde, weil ich bei ihm zu Gast bin. Nun wurden heftige Einwendungen dagegen vorgebracht, ich blieb jedoch auf meiner Forderung. Morgens, am Tage der Verhandlung komme ich ins Gericht. Der in Schaden geratene Gutsbesitzer und die anderen Zeugen — auch Gutsbesitzer — sitzen in einer Stube zusammen mit den Richtern; alle sind bekannt und, wie es scheint, sogar Kameraden. Nun, die Sache ist — denke ich — schlecht. Dessenungeachtet stelle ich mich vor und, indem ich ins Gespräch mit ihnen komme, gebe ich ihnen meinen ganzen Vorrat von allen möglichen Anekdoten zum besten. Vor dem Beginne der Sitzung fühle ich mich mit dem Präsidenten und den Mitgliedern des Gerichtes schon befreundet; ich sehe, daß sie mir sehr geneigt sind.

Es begann die Verhandlung der Sache. Die Geschworenen waren lauter Gutsbesitzer. Die Lage war also verzweifelt schlecht. Ich führte jedoch das Zeugenverhör derart, daß sowohl die Zeugen als auch die Geschworenen vor lauter Ärger die Selbstbeherrschung verloren. Einer von diesen Zeugen, ein hochmütiger Herr, erzählte, daß die Angeklagten seine Ehre angegriffen hätten: einer von ihnen hat sogar auf die Wange des Pferdes geschlagen, auf welchem er ritt.

— Sie sagen, Zeuge, — frage ich — daß der Angeklagte Ihnen eine Ohrfeige gegeben hat?

— Nicht mir,“ antwortet der Zeuge mit Unwillen, „aber meinem Pferde.“

— Halten Sie persönlich sich für beleidigt oder ihr Pferd? Ich kann nicht verstehen, was für Beziehung Ihre Ehre zur Ehre Ihres Pferdes haben kann.

Die Geschworenen wurden sehr aufgebracht. Es steht der Starschina auf und, sich an den Präsidenten wendend, sagt er, daß der Verteidiger, nämlich Plewako, sich ungebührlich aufführt, daß er die Zeugen und sie, die Geschworenen, beleidigt, und da sie ebenfalls Edelleute und Gutsbesitzer sind, so wünschen sie nicht, daß die Verhöhnung noch weiter getrieben werde. Bevor mir der Präsident was sagen konnte, stand ich auf und machte Miene, als ob ich ihn um was bitten wollte.

„Was wünschen Sie?“ fragte er mich.

— Ich möchte bloß wissen, — antwortete ich — ob ich mich hier an Sie, als an einen Präsidenten wenden soll, oder an den Starschina der Geschworenen, dem Sie, wie es scheint, Ihre Rechte auf eine Zeitlang abtraten?

Der Präsident brauste auf und fuhr den Starschina an: „Hier bin ich — Präsident, und ich merke selbst auf, wie sich ein jeder aufführen muß! Bemühen Sie sich zu setzen, und erlauben Sie sich ferner nichts mehr Ähnliches.“

Beim weiteren Verhör der Zeugen gelang es mir, die Bemerkung einzuschalten, daß es manchmal so ist: man will jemand abkappen und, ehe man sich versieht, wird man selbst abgekappt. Natürlich, hat mein Auftreten die Geschworenen im höchsten Grade gegen mich aufgebracht.

Es begann die Debatte. Der Staatsanwalt hielt die Anklagerede. Jetzt kam die Reihe an mich zu reden. Ich stehe auf und sage, daß ich mich der Meinung des Herrn Staatsanwalts vollkommen anschließe: „Die Angeklagten sind wirklich wert, beschuldigt und bestraft zu werden. Ohne irgend welche Kontrakte in der Tasche zu haben, fiel es ihnen ein, sich zu empören und das zu verlangen, was ihnen auf ein Ehrenwort versprochen wurde. Sie sind unendlich dumm; sie glauben noch an ein Ehrenwort der Gutsbesitzer, da ein solches schon längst nicht mehr existiert. Man muß sie beschuldigen, wenn auch nur deswegen, damit sich in Zukunft solche Dummköpfe nicht mehr finden, welche an ein Ehrenwort

glauben. Ich hege die Hoffnung, meine Herren Geschworenen, daß Sie dieselben ohne jegliche Nachsicht verurteilen.“

Die Geschworenen „gehorchten“ mir und... befreiten alle Angeklagten. Noch mehr.

Da die Gutsbesitzer schon vorher ganz überzeugt waren, den Prozeß zu gewinnen, so bestellten sie für alle in der Stadt versammelten Gutsbesitzer ein üppiges Mahl. Zu diesem Mahle kam nach Beendigung des Prozesses auch ich noch hinzu.“

b) Ausländische.

Rom. Der Heilige Vater hat auf die Nachricht hin, daß in seiner Geburtsstadt Carpineto das sechste Jahrhundert des hl. Ludwig, Erzbischofs von Toulouse, feierlich begangen werden solle, für diese Feier Ab-lässe verliehen. In dem betreffenden Breve kommt folgende interessante Stelle vor: „Mehr als einmal hat Unsere Familie erfahren und gefühlt, daß sie unter dem Schutze des hl. Ludwig stehe; denn groß ist die Zahl der Wohlthaten, die er Unserer Familie jederzeit erwiesen hat, und das Andenken an diese Wohlthaten wird nicht untergehen, noch der Dank dafür aufhören. Aus derselben erwähnen Wir eine, die bei Unseren Familiengliedern hochgeschätzt ist, und als deren Denkmal gleichsam die Fortführung des Namens Ludwig in der Familie und die jährliche Feier des Festes dieses Heiligen in der St. Peterskirche der Patres Franziskaner (zu Carpineto) gilt. Es wird erzählt, daß Unsere Großeltern nach vierjähriger kinderloser Ehe in heißem Verlangen nach Kinderseggen ihren himmlischen Patron Ludwig in in-brünstigem Gebete anflehten. Vor Ablauf eines Jahres wurden sie erhört und mit einem Knaben erfreut, Unserem Vater, dem der Name Ludwig gegeben ward.“

München. Ueber eine Unterredung mit dem Bischof Anzer von Süd-Shantung berichten die „Münch. Neuest. Nachr.“ nach der M. D. Z. wie folgt:

„Seit mehreren Jahren lebt Bischof Anzer in China. Es ist deshalb gewiß von hohem Interesse, gerade von ihm, der Land

und Leute genau kennt, zu vernehmen, was er von der deutschen Expedition nach China hält. Der Bischof ist ein gereifter Mann von mittlerer Größe, lebhaftem Temperament und freundlichem, entgegenkommendem Wesen. Der Aufenthalt im fernen Osten hat seinen Teint gebräunt, das schwarze Haupt- und Barthaar etwas meliert und seiner Sprache eine etwas fremdartige Beimischung gegeben. Der Bischof hatte die Liebenswürdigkeit, heute einen Vertreter unserer Redaktion in seinem Absteigequartier im Kloster zu St. Bonifaz zu empfangen und ihm eine Unterredung zu gewähren, deren Ergebnis wir im nachstehenden zusammenfassen: Als Bischof Anzer China verließ, um sich nach Deutschland zu begeben, war die Gegend der ihm anvertrauten Missionen vollständig ruhig, und er weiß noch nicht, wie der Auflauf hervorgerufen wurde, dem zwei seiner deutschen Missionäre zum Opfer fielen. Er sagt, daß gewiß nicht religiöser Fanatismus daran schuld trägt; denn einen solchen kennt der Chinese nicht. Die Religion ist dem Chinesen gleichgültig, er kümmert sich in keiner Weise darum, was in religiöser Beziehung gelehrt wird. Von diesem Standpunkte aus erfahren auch die Missionen keine Belästigung. Wenn Störungen und Feindseligkeiten vorkommen, so sind diese immer nur lokaler Natur und entspringen dem Fremdenhass. So wird es auch, glaubt Bischof Anzer, bei der Ermordung seiner Missionäre gewesen sein. Als er, in Deutschland angekommen, durch Depeschen Kunde hiervon erhielt, begab er sich zum Kaiser und flehte ihn um Schutz für die deutsche Mission an, die der Monarch sofort zusagte. Bischof Anzer gewann aus dem Verkehre mit dem Kaiser die Anschauung, daß der Monarch sehr gut unterrichtet sei von allen Vorgängen, daß er einen weiten Blick habe und klar sehe, aber auch klar wisse, was er wolle. Auf die Frage, was er von dem Ergebnisse der deutschen Flotten-Expedition halte, antwortete der Bischof: Diese Expedition wird nicht nur für die Missionen einen guten Erfolg haben, sie wird insbesondere dem deutschen Handel großen Nut-

zen bringen, der seit den letzten Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen hat und nur dem englischen nachsteht. Ich bin der Ueberzeugung, daß, wenn die Bucht von Kiao-Tschau in deutschem Besitz bleibt, diese Ansiedelung einen großartigen Aufschwung nehmen und für den deutschen Handel sich von außerordentlicher Wichtigkeit erweisen wird. Kiao-Tschau ist der nördlichste ständig eisfreie Hafen, die Gegend hat gutes Klima, das beste von China, und Kiao-Tschau wird als Endstation für Schiffe und als Knotenpunkt für viele Eisenbahnlinien, die in Bälde gebaut werden dürften, von großer Bedeutung werden. Die in der Nähe befindlichen Kohlenlager befähigen es ganz besonders für diese Bestimmung. Früher mußte man die englische Kohle einführen, in den letzten Jahren benützte man die japanische Kohle. Diese ist aber bei weitem nicht von der Güte der chinesischen Kohle. Ein besonderes vorzügliches Lager befindet sich etwa fünf bis sechs Stunden landeinwärts vom Hafen, das in den bisher veröffentlichten Aufzeichnungen nicht aufgenommen war. In Kiao-Tschau gibt es nur einen kurzen Winter. Von Ende Dezember bis Ende Januar fällt Schnee, jedoch nicht viel. Die Thäler der Umgebung sind sehr fruchtbar, die Höhenzüge dagegen sind rauherer Natur. — Bischof Anzer hat seinen Sitz in der Stadt des Konfuzius, zehn Tagesreisen landeinwärts. Alle Monat einmal sendet er einen Eilboten nach der Hafenstadt, der 20 Tage zu seiner Rückkehr benötigt. Der Bischof erhält also nur einmal alle Monate Post und Zeitungen, er konnte berichten, daß die deutsche Mission sich zu hohem Ansehen bei den Chinesen aufgeschwungen habe. Dies hätte zur Folge, daß seine Beziehungen zu dem Vizekönig und zu den Mandarinen die besten sind. Der Nachkomme des Konfuzius, der in dieser Stadt lebt, genießt mit Rücksicht auf seine Ahnen ein so hohes Ansehen, daß man von ihm nie als Konfuzius, sondern nur von dem „Heiligen“ spricht. Im Gegensatz zu den vielverbreiteten europäischen

Anschauungen prophezeit der Bischof der chinesischen Rasse eine große Zukunft.“

China. Über die Ermordung der deutschen katholischen Missionäre in Schantung liegen jetzt genauere Berichte des zeitigen Missionsvorstehers, Provinzial-Propst Freinademetz an den General-Superior der Gesellschaft vor. Es heißt darin:

„Am 31. Oktober n. St. besuchten die beiden Missionäre P. Henle und P. Stenz, von der Stadt Tjuje kommend, die Christengemeinde Tchang-tja tchuang, vielleicht wohl die schönste Gemeinde von Südschantung. Am 1. November, vormittags, traf vom benachbarten Li-tja-tchuang, 27 Li (3 Weistunden) von Tchang-tja tchuang entfernt, zum Bezirke Uinschang gehörig, Herr Nies ein. Er hatte in Litja das Allerheiligensfest gefeiert und wollte in Tchangja mit den Herren Henle und Stenz den Allerseelentag feiern. Sie legten sich gegen 10 Uhr zur Ruhe, und zwar schliefen P. Nies und P. Henle in einem eben fertiggebauten Hause zusammen, während P. Stenz aus Mangel an einem Bettschragen sich im Pförtnerzimmer zur Ruhe legte. Die Herren mochten eben eingeschlummert sein, als gegen 11 Uhr eine bis auf die Zähne bewaffnete Kotte von 20—30 Mann in den Hof hineinstürzte und durch das gewaltsam erbrochene Fenster in das Zimmer der beiden Missionäre eindrang. In der Zeit von etwa vier Minuten wurde alles, was nicht nagel- und nietfest war, geplündert, und die beiden röchelten bereits in ihrem Blute. Nach weiteren 6 Minuten etwa machte der Tod ihrem gräßlichen Leiden ein Ende. P. Nies hatte dreizehn Stichwunden, P. Henle hatte neun erhalten. Ersterer lag auf seinem Angesicht hingestreckt, letzterer auf dem Rücken liegend ausgestreckt, neben ihnen eine furchtbare Blutlache am Boden. Namentlich sieht das Hemd des armen Herrn Nies aus, als wäre es in Blut getaucht worden. Wir schicken die blutgetränkten Kleidungs-

stücke als Andenken mit nach Stehl Nachdem die Unmenschen dies ihr mörderisches Handwerk beendet, räumten sie das Zimmer, rannten im Hofraum umher und riefen: „Wir haben dem Langbarte (P. Stenz) noch nicht den Garaus gemacht. Wo ist der Langbart?“ Der arme P. Stenz lag in seinem Zimmerchen an der Pforte. Sein Leben hing also an einem Faden. Doch der Himmel wollte ihn noch der Mission erhalten. Die Unholde fanden ihn nicht und zogen ab. Kaum hatten sie den Hof geräumt, als P. Stenz aus seinem Verstecke hervorkroch, um nach den beiden Mitbrüdern zu sehen. P. Henle war noch bei Bewußtsein, erhielt rasch die Absolution und die letzte Ölung und war dann tot. P. Nies gab kein Lebenszeichen mehr und erhielt deshalb bedingungsweise die h. Losprechung. Vom Überfalle bis zum Tode der beiden Missionäre mögen zehn Minuten oder eine Viertelstunde verstrichen sein. Noch dieselbe Nacht brachte ein Bote die schreckliche Nachricht nach Zining, und ich eilte mit Hrn. Bilstermann sogleich nach Tschang-tja-tschuang, besichtigte die schaurige Scene und besuchte rasch den Mandarin. Dann telegraphierte ich an den deutschen Gesandten und nach Stehl, ordnete darauf den Ankauf zweier Särge und die Beschaffung der beiden Leichen nach Tschang-tja-tschuang an, wo am 16. November die feierliche Beerdigung stattgefunden hat.“

c) Vermischte.

Der Ingenieur Batalin hat die Genehmigung erhalten, die Vorbereitungen für die Anlegung einer elektrischen Bahn von Sebastopol nach Talta zu beginnen.—

— Wie Moskauer Blätter mitteilen, sind dort falsche Halbimperiale im Verkehr aufgetaucht, die so geschickt nachgemacht sind, daß sie von den echten nur schwer zu unterscheiden sind. —

— Eine schreckliche Feuersbrunst hat unlängst in London gewüthet und

zwar in der City, wo große Häuserblocks von Waarenmagazinen, die zum Teil mit sehr leicht entzündlichen Stoffen gefüllt waren, zusammengedrängt sind. Der Schaden ist sehr groß. —

— Vom 1. Januar 1898 erscheint in Petersburg eine Zeitschrift einzig in ihrer Art. Sie hat sich zur Aufgabe gestellt, die wechselseitigen Visiten gelegentlich der Feiertage abzuschaffen. Die Abonnenten sagen jener Sitte „Lebe wohl!“ und ihr Beitrag wird zum Besten der Petersturger Waisenhäuser verwendet. Die „Abänderung der Visiten,“ wie der Titel lautet, wird zweimal jährlich — zu Neujahr und zu Ostern — herausgegeben. Das Visitemachen abschaffen wird freilich nicht so leicht sein. —

— Wie die „Mirow. Dtgol.“ gerichtsweise mitteilen, soll der Preis der Postmarken von sieben auf sechs Kopfen herabgesetzt werden.

— Nach den „Pet. Wed.“ ist es den Schülern der mittleren russischen Lehranstalten während ihres Aufenthaltes im Auslande verboten, die Uniform zu tragen. —

— Auf Initiative finnländischer Gutsbesitzer wird nach den „M. W.“ gegenwärtig der Plan für Veranstaltung einer Ausstellung von Pferden, Hornvieh und landwirtschaftlichen Geräten im kommenden Frühjahr in Petersburg ausgearbeitet. Im Falle des Gelingens dieser Ausstellung wird eine alljährliche Veranstaltung derselben beabsichtigt.

— Der Generalgouverneur von Kiew, Podolien und Wolhynien Generallieutenant Graf Ignatjew ist auf sein Gesuch seines Postens enthoben worden mit Beilassung als Mitglied des Reichsrats. —

— Der General der Infanteri Trotky ist Allerhöchst zum General-Gouverneur von Wilno, Kowno und Grodno ernannt. —

— Ein furchtbarer Wirbelsturm hat am 24. Oktober die Stadt

Sichittagona in Bengalen (Indien) zerstört. Eine Sturmwelle ging über zwei an der Küste liegende schmale Inseln. Man schätzt die Zahl der umgekommenen Menschen auf 5000. —

— Nach den letzten statistischen Daten sind in Rußland Taubstumme 56,000 und Blinde gegen 200,000. —

— Der Gouverneur von Zefaterinoflaw Generalmajor Batorsky ist gestorben. —

— Das Mariupoler Landamt hat bei der Gouvernementsbehörde eine Bitte eingereicht um Ersatz des Verlustes, den die Dorfgemeinden durch Einführung des Branntweinmonopols erlitten haben. —

A l l e r l e i.

[Das Nassfüttern der Pferde] wird fast allgemein betrieben, und die Gründe, die dafür angeführt werden, sind oft seltsamer Art. Die einen meinen, den Tieren schmecke das nasse Futter besser, die anderen führen die Zeiterparnis an, weil ein Pferd mit einer nassen Mahlzeit viel schneller fertig werde, als mit einer trocknen; in den meisten Fällen denkt man sich indes bei dem Nassfüttern gar nichts und füttert naß, weil es immer so gemacht worden ist. Richtig ist nur, daß die Tiere weniger Zeit brauchen, um eine nasse Nahrung zu nehmen, als zu einer trocknen. Darin liegt aber gerade der Hauptnachteil des Nassfütterns. Wenn das Futter trocken gereicht wird, so muß es langsam gekaut und im Maul umgewendet werden, um es gehörig mit Speichel zu befeuchten. Ist das Futter an und für sich schon feucht, so fällt diese Aufgabe weg und das Futter kommt nun, ohne mit Speichel vermischt zu sein, in den Magen. Dieser aber kann mit dem nicht mit Speichel vermischten Futter nicht viel anfassen; es ist für ihn unverdaulich und geht auch zum großen Teil unverdaut ab. Durch vielfache Versuche ist festgestellt, daß die Pferde von trockenem Futter mehr verdauen, als von nassem Futter. Die Pferde, die naß gefüttert werden, sehen meist wohlgenährt aus, aber sie sind nur durch die übermäßige Wasseraufnahme aufgeschwemmt. Sie schwitzen und ermatten leicht und sind deshalb zu anstrengenden Arbeiten sehr schlecht verwendbar. Auch treten Magenschwäche und Kolik sehr häufig als eine Folge des Nassfütterns auf. Sehr ins Gewicht fällt auch die furchtbare Futterverschwendung, die beim Nassfüttern getrieben wird. Denn es ist klar, daß alle die Haferkörner, die sich unverdaut in dem Mist finden, nicht zur Ernährung des Pferdes beigetragen haben. Es kann darum gar nicht genug vor der Anwendung des Nassfütterns gewarnt werden. Wer seine Tiere pflegen und schonen will, gebe ihnen nur trockenes Futter,

und dazu reines, klares Wasser zum Saufen. Wer nur einige Zeit den Versuch mit dem Trockenfüttern gemacht hat, wird gewiß nie wieder zum Nassfüttern zurückkehren.

A f r i k a n i s c h e G a s t f r e u n d s c h a f t.
„Hat Dich der neue Missionär schon besucht, Jambo?“

— „Jawohl!“

— „Und wie gefällt er Dir?“

„O, sehr gut! (Sich den Magen streichend.) Ich habe ihn gleich zum Essen da behalten!“

G r o b. „Wenn ich Sie sehe, muß ich immer an das Sprichwort denken: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand.“

— „Aber ich habe ja kein Amt!“

— „Nun, sehen Sie, wie das zutrifft!“

A u s w e g. Mutter: „Dein Tintenwischer ist ja noch gar nicht gebraucht, Karlchen!“

Karlchen: „Nein, ich brauche ihn nicht. Meine neuen Hosen sind ja auch schwarz.“

Z o o l o g i s c h e U n t e r h a l t u n g. Sohn: „Vater, ich habe heute wieder wie ein Ochse arbeiten müssen!“

Vater: „Warum schindest Du Dich denn so sehr? Sei doch kein solcher Esel!“

Sohn: „Ja, sonst schimpft mich der Lehrer gleich ein faules Milpferd!“

Vater: „Na so'n Kamel!“

D e r U n t e r s c h i e d. Lehrer: „Also der Auckuck legt seine Eier in fremde Nester, unterscheidet sich also — Karlchen — von wem?“

Karl: „Von meinem Bruder Fritz.“

Lehrer: „Wie so!“

Karl: „Nun, der nimmt die Eier aus fremden Nestern“

Triftiger Grund. A.: „Warum heißt das Sprichwort: „Ein Mann, ein Wort“ und nicht: „Ein Weib, ein Wort?“

B.: „Weil die Weiber nichts mit einem Worte abmachen können“

Guter Trost. Mieter: „Diese Dachwohnung wollen Sie vermieten? Da sind ja in der Decke Löcher, daß das Wasser durchlaufen kann. Ist das immer so?“

Hausbesitzer: „Nee, mei gutes Herrchen, bloß wenn's regnet.“

Briefkasten.

Ök. D—rt. D. Sie wollen nicht eher aufhören, Abonnenten für den Klemens zu gewinnen, bis wir es Ihnen verbieten. Schon gut. Wir werden uns hüten, ein Verbot solcher Art zu erlassen. Herzlichen Dank! —

Gi—rt. B. Ihr eingesandter Artikel ist nur für den darin genannten Zeitpunkt passend, und es muß daher bis zum Eintritte desselben mit dem Drucke abgewartet werden. Also ein wenig Geduld. —

Ku—ki. K. Die Meßstipendien erhalten. Sie wissen recht viele Neuigkeiten! Der betreffende Herr ist weder verreist noch hat er daran gedacht. —

Inhalt.

Das Fest der Erscheinung des Herrn oder der hl. drei Könige.—Bilder aus der zweiten Abteilung einer Pfarrei im Süden.—Sonderbare Sitten.—Korrespondenz.—Verschiedene Nachrichten: a) inländische, b) ausländische, c) vermischte.—Allerlei.—Briefkasten.—Ankündigungen.

Redacteur-Herausgeber
J. Kruschinsky.

„Allen deutschen Katholiken kann die in Augsburg (Bayern) erscheinende Wochenschrift

„Die Katholische Familie“

Preis ohne Porto 50 Pfennige, bestens empfohlen werden.“

DEUTSCH-RUSS. WÖRTERBUCH.

Im Verlage von
N. Kymmel
in Riga
erscheint:

RUSSISCH-DEUTSCHES WÖRTERBUCH.



J. PAWLOWSKY

Russ.-deutsches Wörterbuch.

Dritte,
vollst. neu
bearbeitete,
vielf. berichtigte
und verm. Auflage.

Ca. 1600 Seiten, in
8 Lieferungen à 1 Rbl.

Die erste Lieferung steht zur Einsichtnahme zu Diensten gegen Einsendung von 1 Rbl. 17 Kop. in Postmarken, welcher Betrag nicht convenirenden Falls zurückerstattet wird.

Vollständig liegt vor:

J. Pawlowsky

Deutsch-russ. Wörterbuch.

3. Auflage, 1527 Seiten.
Preis: brosch. 8 Rbl., in Halbfr.
geb. 9 Rbl.

50 Dess. Land mit Gebäuden, 70 Dess. ohne Gebäude

und eine schöne neue Dampfmaschine (Ficks-Maschine) werden gelegentlich billig verkauft im Gouv. Cherson, Kreis Tiraspol, 50 Werst von Odessa. Näheres zu erfragen bei A. M. Штальбергъ, почт. ст. Яновка, Одесскаго уѣзда.